

ansprüche Deutschlands (in Verbindung mit dem politischen Protestantismus) und gleichzeitig Warnung vor drohenden Gefahren für die Völker Europas (gelbe Gefahr), Abgrenzung von sozialistischen Erwartungen, starke Wissenschaftsgläubigkeit, Vorbild Nietzsches für die Vergötterung des Griechentums usw. – Geradezu als Gegenstück zu dieser „undemokratischen Predigt“ könnte man den Einblick bezeichnen, den *K. Hoffmann-Curtius* (Berlin) über „Dada – Antike: Hanna Höch Denkmalschnitt“ bietet, wird der Leser hier doch mit dem Entwurf dieser Künstlerin für ein Spitzenhemd nach der Vorlage eines Achilleskopfes (aus der Brettspielamphora des Exekias) sowie mit Rudolf Schlichters verstümmelter Collage des Doryphoros von Polyklet als bewusster Opposition zu den großen Heldenbildern bekannt gemacht. Als solches Pendant dient der Autorin Max Liebermanns Lithographie: Hercules – Hindenburg erschlägt den russischen Bären, entstanden 1914 unter dem Eindruck der Schlacht von Tannenberg. – Ein bemerkenswertes Beispiel für die Verstrickung der Altertumswissenschaft, in diesem Fall der Archäologie, in die NS-Ideologie bietet der Beitrag von *M. Haase* (Erfurt) „Mumienporträt und ‚Judenbild‘ 1933 – 1943 – 1996.“ Sie analysiert hier eingehend Entstehung und Hintergründe des Buches von Eugen Fischer und Gerhard Kittel: Das antike Weltjudentum (1943), welches die bereits in der Antike den Völkern vom Judentum angeblich drohenden Gefahren durch den Aufweis von zahlreichen willkürlich interpretierten ‚Judenbildern‘ in den ägyptischen Mumienporträts auflistet. Anregung für diese breite Ausgestaltung war der einzige Hinweis bei einem Würzburger Porträt, das *H. Drerup*, 1933, als solches gedeutet hat (im Martin – von – Wagner – Museum, Würzburg, Inv. H 2196). Es mutet gewiss seltsam an, dass das fragwürdige Opus, das Bestandteil der NS – Propaganda war und in dieser Sprache geschrieben ist, 1993 als Faksimiledruck nochmals aufgelegt wurde, versehen mit einem fragwürdigen Vorwort. – Was schließlich „Religionswissenschaft und Kulturwissenschaft hinsichtlich des Themas: ‚Schule von Rom‘ und die deutsche Religionsgeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts“ betrifft, so zeichnen *G. Dörr* und *H. Mohr* (Bremen) anschaulich das nicht immer spannungsfreie Verhältnis zwischen der römischen Schule, begründet von *R. Pettazoni* (erster Lehrstuhl in Rom 1924), und den Vertretern der deutschen Richtung nach, mit den jeweils unterschiedlichen Ansätzen bzw. den Bemühungen um ein eigenständiges Profil ge-

genüber Theologie (weitgehende Distanz zum Katholizismus), Philologie und Geschichte.

Insgesamt ein Buch (leider ohne jedes Register), dessen nicht immer leichte Lektüre insgesamt Freude bereitet und viele Anregungen bietet, allerdings auch manches sehr Spezielle bringt, auf das man im Rahmen des Themas hätte verzichten können. Im Ganzen eine gelungene Festgabe für die beiden Geehrten.

Wendelstein

Richard Klein

*Hartenstein, Judith: Die zweite Lehre. Erscheinungen des Auferstandenen als Rahmenerzählungen frühchristlicher Dialoge* (= Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur 146), Berlin (Akademie Verlag) 2000, XXXI, 362 S., geb., ISBN 3-05-003534-X.

Das hier anzuzeigende Buch wurde 1997 von der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität Berlin als Dissertation angenommen und für den Druck überarbeitet. Ein Blick in das Literaturverzeichnis (16 Seiten) und die für das Projekt entscheidende Einführung (1–31) weist Vf.in als dem Berliner Arbeitskreis für koptisch-gnostische Schriften nahestehende Exegetin aus. In ihrer Arbeit befasst sie sich mit außerkanonischen Texten aus der Frühzeit des Christentums, in denen erzählt wird, dass (und wie) der auferstandene Jesus seinen Jüngerinnen und Jüngern erscheint und eine lehrende Kommunikation in Dialogform beginnt. Offensichtlich ist hier eine Literaturform entstanden, in der sich im 2. bzw. 3. Jh. die Rezeption der kanonischen Evangelien im Horizont christlich-gnostischer Strömungen niedergeschlagen (vgl. 15) hat. Es geht aber nicht nur um wirkungsgeschichtliche Analysen, Vf.in will die literarische und theologische Eigenständigkeit der sog. Dialogevangelien nachweisen.

Aus der Fülle der Nag Hammadi-Texte und aus anderen außerkanonischen Überlieferungen sind sieben Schriften ausgewählt: der Brief des Jakobus (EpJac NHC I,2), das Apokryphon des Johannes (AJ NHC II,1; III,1; IV,1; BG 2), die Sophia Jesu Christi (SJC NHC III,4; BG 3), die erste Apokalypse des Jakobus (1ApJac NHC V,3), der Brief des Petrus an Philippos (EpPt NHC VIII,2), das Evangelium der Maria (EvMar BG 1) und die apokryphe Epistula Apostolorum (EpAp). Sie entsprechen den drei Auswahlkriterien: Jesus als Gesprächsführer, Erscheinung des Auferstandenen, Dialog als Struktur-

prinzip. Auf die Textsorte Dialog und die dort entfaltenen Inhalte (vgl. jedoch 276ff.: zum Phänomen der Fragelisten im Dialog) wird weniger eingegangen; im Zentrum der Untersuchung stehen die jeweiligen Rahmenerzählungen, die in der bisherigen Forschung vernachlässigt worden sind. Hier greift eine methodologische Vorentscheidung, insofern literarkritische Analyse zugunsten einer synchronen Textbetrachtung aufgegeben ist (vgl. 3; 9f. u. ö.; ein aufschlussreiches Beispiel 221: EpJac). Besonders intertextuelle Referenzen (vgl. 20ff.) sollen die Hypothesen plausibel machen, dass „die Dialogevangelien als literarische Gattung genuin christlich sind“ (8) bzw. dass „bei den Dialogevangelien die ganze Schrift eine Erscheinungsgeschichte“ ist (29; vgl. 302). Dem dienen auch längere Abschnitte zur Erforschung von Form und Textsorte der Dialogevangelien (5ff.) sowie zum Verhältnis von Dialogevangelien und neutestamentlichen Erscheinungsgeschichten (15ff.). Die wichtigsten Veröffentlichungen zur Sache, ihre Relevanz, Grenzen und Aporien werden besprochen (Ch. H. Puech, K. Rudolph, H. Köster, Ph. Perkins u.a.).

Im ersten Teil (vgl. 35–245) werden die o.g. Schriften analysiert. Der zweite Teil wertet die Ergebnisse aus (vgl. 249ff.). Mit der intertextuellen Betrachtungsweise – Vf.in schließt sich u.a. den Überlegungen von Susanne Holthus (Intertextualität. Aspekte einer rezeptionsorientierten Konzeption, Tübingen 1993) an – soll nicht nur die Suche nach Abhängigkeiten bzw. zu postulierenden Ausgangstexten überwunden, sondern auch eine Bedeutungserweiterung für beide Textbereiche erreicht werden. Neben dieser methodologischen Weichenstellung sind der Anschluss an formkritische Überlegungen von K. Berger (vgl. 28f.) und religionsgeschichtliche Begriffsklärungen von H.-M. Schenke (vgl. 29ff.) wesentlich. Dass eine feministische Perspektive die Darstellung durchzieht (vgl. 262ff.; 324ff.), sei am Rande vermerkt. – Die Analyse der o.g. paradigmatischen Textzusammenhänge folgt einem schematischen Ablauf (Einleitungsfragen, Analyse der Rahmenerzählung, neutestamentliche Referenzen), in dem lexikographische Informationen und eine gründliche philologische Erarbeitung zur Frage nach den intertextuellen Beziehungen hinführen. Das Augenmerk gilt besonders Zitate, Anspielungen und Paraphrasen. In concreto werden unterschiedlich ausgeführte Textbezüge nachgewiesen: SJC führt Mt 28 weiter (61f.); EpAp paraphrasiert Lk 24 und Joh 20,24ff. (126); EpPt lehnt sich an Apg 9 an

(187f.); AJ und EpJac lassen Traditionen aus verschiedenen Bereichen anklängen (94f. bzw. 244f.). Überhaupt wird eine Zusammengehörigkeit von Abschiedsreden und Erscheinungsgeschichten konstatiert. Entweder ist eine Fortsetzung auf höherer Ebene angestrebt oder der „Bruch mit der Tradition“ (244) ist das Ziel. In jedem Fall vermittelt die eigenständige Rahmenerzählung der von ihr eingeleiteten Schrift den Charakter theologischer Überlegenheit.

Bei der systematischen Auswertung (vgl. 249ff.) ergibt sich für Vf.in eine Bestätigung ihrer Hypothese (s.o.). Ihre Vermutungen zur Gattung „Dialogevangelium“ ergänzt sie mit literaturwissenschaftlichen Aspekten (250ff.; ein einziger Artikel von W. Raible!). Insgesamt stellt sich jedoch kein einheitliches Bild ein. Die intertextuellen Bezüge (Kontinuität, Äquivalenz, Anspielung, Neuaufarbeitung oder bewusste Abkehr) bleiben auf der Oberfläche des Textes (was ist das?). Hingegen muss die theologische Intention für jede Schrift gesondert erfragt werden. Entscheidend wirkt sich der Zeitpunkt der Abfassung post resurrectionem aus, d.h., der epochale Moment verleiht jeder der Schriften eine spezifische Rolle bei der Mitteilung des Heils. Zu beobachten ist eine „vorwiegend selbstvergewissernde Ausrichtung“ und ein Bezug zu gnostischem Denken (254). „Die Form der Dialogevangelien scheint...für Situationen der Auseinandersetzung und Bedrohung besonders geeignet zu sein“ (ebd.). Das lässt Rückschlüsse auf die soziale und chronologische Einordnung dieser Schriften im 2./3. Jahrhundert zu. Vf.in übernimmt hier das (nicht unbestrittene) Bild, das K. Koschorke vom Verhältnis der divergierenden Gemeinden in diesen Jahrhunderten gemalt hat (vgl. 329ff.; gestufte Relation zwischen christlichen und gnostischen Gruppen, die miteinander in Konkurrenz stehen). – SJC muss als das älteste Dialogevangelium (313) angesehen werden; sie kann „als ganze Schrift als enorme Ausweitung der Schlusserscheinung des Mt verstanden werden“ (319). Mit ihr beginnt eine Literaturform, die soteriologische Informationen vermittelt, die anders nicht mitzuteilen sind. Darin gehen die Dialogevangelien über die Erscheinungserzählungen der kanonischen Evangelien hinaus. Geoffenbarte Lehre werde in letztgültiger Fassung als „zweite Lehre“ dargeboten. Insofern seien die Dialogevangelien „weitgehend mit den kanonischen Evangelien kompatibel“ (317) und „auf Koexistenz“ angelegt (331).

Anmerkungen und Fragen: In beiden Hauptteilen dominieren Bestandsaufnah-

men, Textbeschreibung und dürre Auswertungstendenzen. Es herrscht viel Redundanz (mit ermüdenden Folgen für den Leser). – Vf.in verlässt selten die Text-Immanenz. Sie meidet eine Meta-Ebene bzw. die hermeneutische Reflexion ihrer Vorgaben und ihrer Ergebnisse. Z.B. wird aus der Beobachtung des ironisch-paradoxen Stils in EpJac (vgl. 230) nichts gemacht. Gründe für die Wahl der literaturwissenschaftlichen Gesprächspartner werden nicht diskutiert; der Leser muss sie sich selber suchen. „Rezeptionsorientierung“ heißt die große Unbekannte. – Enttäuschend fallen die exegetischen Überlegungen zu den neutestamentlichen Erscheinungsgeschichten (vgl. 285ff.) aus. Kann über das Verhältnis von Auferstehung und Erscheinung gesprochen werden, ohne dass Auferstehung hermeneutisch thematisiert wird? Es wird nicht sichtbar, wie hier eine „Überlieferungsgeschichte nach vorn“ zu Bedeutungssteigerung bzw. Bedeutungserweiterung (was ist das überhaupt?) auf beiden Seiten führt. Ist die Pluralität im frühen Christentum identisch mit dem programmatischen Pluralismus unserer Tage? – Ob enzyklopädisches Sammeln und hermeneutische Entsagung bei der Erforschung von christlich-gnostischen Texten die historischen und soziologischen Zusammenhänge des 2. bzw. 3. Jh.s transparenter machen können, bleibt nach der Lektüre dieser Arbeit eine offene Frage.

Marburg

Ulrich Schoenborn

Uebele, Wolfram: „Viele Verführer sind in die Welt ausgegangen“. Die Gegner in den Briefen des Ignatius von Antiochien und in den Johannesbriefen (= Beiträge zur Wissenschaft vom Alten und Neuen Testament 151), Stuttgart, Berlin, Köln (Kohlhammer) 2001, 195 S., ISBN 3-17-016725-1.

Die von Wolfram Uebele (= Ue.) vorgelegte Studie – eine überarbeitete Fassung seiner 1998/1999 an der Evang.-theol. Fakultät in Wien eingereichten Dissertation – befasst sich mit der Frage nach den Gegnern in den Briefen des Ignatius von Antiochien und in den Johannesbriefen, wobei die Authentizität der Ignatianen vorausgesetzt und die Verwandtschaft der beiden Gegnergruppen untersucht wird. Die These von der Verwandtschaft der Gegner ist keineswegs neu, konnte aber bislang noch nicht überzeugend bewiesen werden, weil weder die Gegner der Ignatianen noch die Gegner der johanneischen Schriften exakt bestimmt werden konnten und zudem die Frage nach der Echtheit der Ignatianen in der Forschung

nach wie vor umstritten ist. Ue. versucht nun in seiner Arbeit diese Probleme zu lösen und „anhand der einschlägigen Texte, das Profil der ignatianischen und johanneischen Gegner nachzuzeichnen, dabei die jeweilige ‚Irrlehre‘ transparent zu machen, um in einem direkten Vergleich sodann die vielfach erhobene Verwandtschaftstheorie einer kritischen Überprüfung zu unterziehen“ (18).

Die Arbeit ist klar gegliedert: Nach einer kurzen Einführung in die jüngere Forschungsgeschichte folgt der 1. Hauptteil, in welchem die Gegner der Ignatianen analysiert werden, sodann der 2. Hauptteil mit einer Beschreibung der Gegner der Johannesbriefe und schließlich der 3. Hauptteil mit einem Vergleich der Gegnerprofile. Ein Literaturverzeichnis, ein Bibelstellenregister und ein Stellenregister zu den Ignatianen beschließen die Arbeit.

Im 1. Hauptteil beschäftigt sich der Verfasser einleitend mit den von Reinhard Hübler in der Zeitschrift für Antike und Christentum (ZAC 1, 1997) vorgestellten Thesen zur Echtheit der Ignatianen. Mit Bezug auf die in den Ausgaben ZAC 1–3 (1997–1999) von Lindemann, Schöllgen und Vogt fortgeführte Diskussion der Thesen spricht sich Vf. für die Echtheit der Ignatianen aus. Es folgt – immer noch unter der Rubrik Vorbemerkungen – eine Darstellung der Bildersprache der ignatianischen Polemik. Ue. stellt fest, „dass die Irrlehrer von Ignatius in Bildern gezeichnet werden, die sie einerseits unverkennbar als dämonisch qualifizieren und die andererseits auf ihre sittliche Mangelhaftigkeit abheben“ (37). Hierin sieht Vf. eine erste Übereinstimmung mit ntl. Texten. In den folgenden Kapiteln werden die Briefe, beginnend mit dem Epheserbrief (ohne den Brief an die Römer) der Reihe nach untersucht. Kurze Einführungen stellen jeweils die Gemeindesituation dar, wonach dann die Gegnerfrage behandelt wird. Dies geschieht in der Weise, dass alle einschlägigen Texte kurz kommentiert werden. Insgesamt ergibt sich für Ue. ein relativ homogenes Bild der ignatianischen Gegner: „in den untersuchten Briefen werden überall strenge Docketisten bekämpft, die ihre christologischen Lehren durch eine spezielle Schriftauslegung zu stützen suchten, welche Ignatius wiederum als ‚Judaismus‘ bezeichnet (Ign-Magn; Phld). Sie hielten sich für Pneumatiker, reagierten infolgedessen überheblich und gleichgültig gegenüber den Bedürfnissen des Nächsten und beteiligten sich nicht an bestimmten Teilen des Gottesdienstes“ (91–92).

In dem nun folgenden Abschnitt über die Gegner der Johannesbriefe versucht